

MARGARETE HUBRATH: Schreiben und Erinnern. Zur »memoria« im Liber Specialis Gratiae Mechthilds von Hakeborn. Paderborn: Ferdinand Schöningh 1996. 149. S. Kart. DM 48,-.

Ein einzelnes Werk als Grundlage für eine Qualifikationsarbeit (Dissertation) zu wählen erscheint aus arbeitsökonomischen Gründen ein weiser Entschluß. Doch in der Praxis gestaltet sich der Versuch, das Ganze über einen Ausschnitt zu deuten, oft schwieriger, als wenn man verschiedene Teile miteinander vergleicht. Hubraths »pars pro toto« für das weite, heterogene Feld »frauenmystischer« Texte bildet der »Liber Specialis Gratiae«, eine zwischen 1290 und 1310 entstandene Gemeinschaftsarbeit aus dem Kloster Helfta bei Eisleben, dem mit 250 Textzeugnissen (Handschriften und Frühdrucke) ein außerordentlicher Erfolg beschieden war. Eine Antwort, weshalb das Werk eine derart breite Rezeption erfuhr, suchen wir indessen vergeblich. Genauso erfolglos bleibt die Suche nach Hinweisen auf den Gebrauchskontext des »Liber Specialis Gratiae« im Ursprungskloster Helfta. Hubraths Interesse gilt der monastischen memoria – nicht als Totengedenken, sondern als »Vergegenwärtigung« der Heilsgeschichte. »Memoria bzw. *anamnesis*« stellen »Grunddimensionen des christlichen Glaubens dar« und verweisen »auf eine gegenseitige Verbindung zwischen Gott und den Menschen« (S. 57). Sehr ausführlich diskutiert sie einleitend die Positionen antiker und mittelalterlicher Autoren bis zu Albertus Magnus und dem Aquinaten zu Gedächtniskunst (nach Yates, Carruthers, Coleman und anderen), um mit Frances Yates dann zum Schluß zu gelangen, daß die memorative Vergegenwärtigung primär über Bilder bzw. bildhafte Gedächtnis-Zeichen verlaufe (S. 87). Ungleich kürzer als der Theorieteil fällt demgegenüber der Analyseteil aus, den sie der zeichenhaften Sprache der Visionen Mechthilds von Hakeborn widmet. Die Visionsbilder erschienen zunächst als unterstützende Illustration memorativer Verstehens- und Erkenntnisprozesse« (S. 96). Geht es also eher um Verstehen und Erkennen (Kognition), als um »Erinnerungsformen und Praktiken«? Die im »Liber Specialis Gratiae« verwendete Bilderwelt beeindruckt durch die Fülle und Farbenpracht der gewählten Bezugssysteme (Kleider, Körper, Schmuck, Natur). Die Bilder irritieren zum Teil aber auch durch ein »wahlloses« Aneinanderreihen unterschiedlicher Referenzsysteme. Nur sehr oberflächlich streift Hubrath die »lebensweltliche Verankerung« der visionären Bilderwelt. Doch liegt der Schlüssel zum Erfolg des »Liber Specialis Gratiae« nicht gerade in der sinnlichen Gegenständlichkeit seiner Bildersprache? Besondere Aufmerksamkeit schenkt Hubrath lediglich dem Gedächtnisort Körper, den sie mit Krankheit, Schmerz und Leiden assoziiert. Auf die Allgegenwart der Körperbilder jenseits der somatischen Teilhabe am Erlösungsprozeß geht sie nicht ein. Damit ist gleichsam das Hauptproblem der Arbeit angesprochen. Ob sie nun von Gedächtnisorten im Allgemeinen oder vom Körper im Speziellen spricht, ob vom Autorenkollektiv, der Gedächtnisgemeinschaft, der liturgischen Verankerung des Textes oder seiner Intertextualität (in Anlehnung an Julia Kristeva), die Ideen sind ausnehmend interessant und fordern den Leser zum Nachdenken heraus. Sie stehen für eine engagierte und fundierte Auseinandersetzung mit aktuellen, nationalen und internationalen Forschungsdiskussionen. Doch die Arbeit am oder mit dem Text, die Umsetzung der Theorie in die Praxis, enttäuscht, zumal für eine Literaturwissenschaftlerin. Sehr ausgiebig zitiert sie aus ihrer Quelle, bleibt aber stets an der thematischen Oberfläche haften, als sprächen die Auszüge für sich selbst. Auf die für ihre Argumentation zentrale Sprach- und Bilderebene des Textes läßt sie sich indessen nur sehr beschränkt ein. So bleibt Hubraths Qualifikationsarbeit für den, der sich für das Ganze (für »frauenmystische Texte«) interessiert, wie für den, der sich dem Teil, dem »Liber Specialis Gratiae«, zuwendet, letztlich wenig befriedigend. Doch möchte ich die Autorin nicht ent-, sondern vielmehr ermutigen, in Artikelform zu vertiefen, was vielleicht einfach der Zeitnot zum Opfer gefallen ist. *Gabriela Signori*

Das Bild der Heiligen Hedwig in Mittelalter und Neuzeit, hg. v. ECKHARD GRUNEWALD und NIKOLAUS GUSSONE (Schriften des Bundesinstituts für ostdeutsche Kultur und Geschichte, Bd. 7). München: R. Oldenbourg 1996. 257 S. Geb. DM 48,-.

Der Schlackenwerther Kodex, der heute im J. Paul Getty Museum in Malibu (Kalifornien) aufbewahrt wird, hat die Verbreitung der Hedwigsverehrung maßgeblich beflügelt. 1353, 110 Jahre nach dem Tod der hl. Hedwig, ist diese zunächst in Böhmen aufbewahrte Prachthandschrift vollendet worden. Sie wurde zum richtigen Zeitpunkt fertig, denn Ludwig I., Herzog von Liegnitz und

Brieg, stand zu dieser Zeit auf der Höhe seiner Macht. Der Kodex unterstrich das neue Selbstbewußtsein. Der Hedwigskult blieb für das Selbstverständnis der Piasten fortan prägend. Hedwig war aber nicht nur für die schlesischen Piasten allgemein, sondern auch für die Gründung des Klosters Trebnitz, das Ludwig 1369 zu Ehren der hl. Hedwig stiftete, entscheidend. Die Herausgeber (*Eckhard Grunewald* und *Nikolaus Gussone*) skizzieren zu Beginn des Sammelbandes, wie im Falle der hl. Hedwig Kult und politische Identifizierungsmuster vielfach ineinandergriffen. Es geht ihnen um das Verhältnis von Legende, Kult und Geschichte. Die Hinweise auf die politische Bedeutung von kollektiver Erinnerung, nicht nur in der Memoria, auf die identitätstiftende Selbstvergewisserung familiärer Tradition, wie sie im Falle anderer Personen schon vielfach erforscht wurde (wie z.B. für Karl den Großen als vielberufener Vorfahr, 1994), der Hinweis auf gängige Erzählmuster (wie auf die »altera Sara«) gehören in den gleichen Zusammenhang der methodischen Überlegungen, mit denen die Herausgeber die Hedwigstraditionen erschließen wollen. Vor diesem Hintergrund ist die seit der Aufklärung sicher zu oft an die hagiographischen Texte gestellte Frage nach den Tatsachen obsolet, die in der Geschichtswissenschaft aktuelle Diskussion um den »linguistic turn« unterstreicht vielmehr, daß Topoi und Texte der eigentliche Gegenstand der Untersuchung sind. Die Herausgeber sehen wie Jacques Le Goff in seiner Biographie über Ludwig den Heiligen keine vom Historiker zu ziehende Grenzen: Die Texte, die das Modell eines heiligen Königs skizzieren, machen für Le Goff auch die Individualität Ludwigs des Heiligen aus. Die Frage nach dem Sitz im Leben der verschiedensten Hedwigstraditionen ist somit ein Hauptziel der Herausgeber, die das Bild der Heiligen in Mittelalter und Neuzeit vor allem in rezeptions- und wirkungsgeschichtlicher Hinsicht dokumentieren wollen.

Die Beiträge folgen dieser Vorgabe: Der Bearbeiter des schlesischen Urkundenbuches, *Winfried Irgang*, stellt ein ausgesprochen farbloses Porträt der Heiligen bis etwa um 1300 fest, dem Zeitpunkt, als die »Legenda Maior« entstand. Erst um diese Zeit wird das Bild nuancenreicher, entspricht vielleicht sogar in einigem dem Bild der »famula Dei«, das *Gisela Muschiol* entwirft. Dieses Ideal sieht die Autorin mit geringen Wandlungen im 13. Jahrhundert als eine weitgehende Konstante seit dem 6. Jahrhundert an.

*Wojciech Mrozowicz* sichtet meist noch unausgewertete Handschriften, vor allem aus der Universität Breslau (Wroclaw), und macht mit einer wenig bekannten Hedwigsvita aus Görlitz (mit Edition) bekannt. Deren Entstehung hängt vielleicht mit Verbreitungsbestrebungen des Hedwigskultes in der Diözese Meißen während des 15. Jahrhunderts zusammen. Außerhalb Schlesiens hing die weitere Rezeption oft von dynastisch-familiären Interessen ab, wie *Marion Karge* am Beispiel der schwäbischen Grafen von Oettingen verdeutlichen kann.

In der Zeit der Konfessionalisierung trug der Hedwigskult in Schlesien (vor allem durch die 1571 von Joachim Cureus gedruckte Geschichte Schlesiens in den »Gentis Silesiae annales«) zu einer Identifikation von Ober- und Niederschlesiern über die konfessionellen Grenzen hinweg bei. *Eckhard Grunewald* kann verdeutlichen, daß die literarischen Versuche Eichendorffs über die heilige Hedwig wohl auch deshalb fragmentarisch blieben und scheiterten, weil der Stoff offensichtlich zu wenig dramatische Elemente bot. Das Mißlingen zeigt aber zugleich eine Krise christlicher Literatur in der nachaufklärerischen Zeit.

*Romuald Kaczmarec* und *Jakub Kostowski* behandeln die Ikonographie der Heiligen. Dabei verdeutlicht insbesondere das erweiterte Tryptichon aus der Breslauer Bernhardkirche, wie man den Kult Heinrichs des Frommen fördern und ins Spiel bringen wollte. Die mongolischen Gegner werden hier als Hussiten dargestellt. Die Darstellung erhielt somit einen aktuellen Bezug.

*Jan Gordmadzki* legt mit einer Untersuchung zum Hornig-Kodex von 1451 eine Detailstudie vor, die den Kulthöhepunkt des 15. Jahrhunderts eindrucklich auch in dem sogenannten »schönen Stil« zeigt, Hussitenkriege und Kämpfe um das Erbe der Luxemburger förderten vielleicht den zu beobachtenden Konservativismus.

Zwei Studien zum Hedwigskult der Schlesier nach 1945 von *Kurt Dröge* und *Paul Mai* schließen den Band ab. Ihre Untersuchungen unterstreichen die Integrations- und Identifikationspotentiale der heiligen Hedwig nach 1945 für Vertriebene. Dabei ist durchaus auffällig, daß manche die Heilige erst in ihrer neuen Heimat kennenlernten.

Insgesamt bieten die Herausgeber mit den Beiträgen ein abgerundetes Bild, das ihrer Zielsetzung entspricht. Zu wünschen ist nur eine erneute gründliche Untersuchung der Kanonisationsurkunde, die vielleicht mit der angeblichen Predigt Papst Klemens' IV. zusammenhängt (S. 31f.

Anm. 34). Erst eine Klärung kann zu einem vergleichenden Forschungsprogramm beitragen, das Vorbereitung, Durchführung und Verbreitungsmöglichkeiten spätmittelalterlicher Kanonisationen genauer in den Blick nimmt. Damit ließe sich auch der Sitz im Leben und der (vermeintliche?) Startschuß zum Hedwigskult noch genauer bestimmen. *Klaus Herbers*

Die Hessische Passionsspielgruppe. Edition in Paralleldruck, hg. v. JOHANNES JANOTA. Band I. Frankfurter Dirigierrolle – Frankfurter Passionsspiel. Mit den Paralleltextrn der ›Frankfurter Dirigierrolle‹, des ›Alsfelder Passionsspiels‹, des ›Heidelberger Passionsspiels‹, des ›Frankfurter Osterspielfragments‹ und des ›Fritzlarer Passionsspielfragments‹. Tübingen: Max Niemeyer 1996. Band I. XIV, 430 S. Geb. DM 324,-.

Für fast alle Texte der geistlichen Schauspiele der Hessischen Passionsspielgruppe standen bislang nur verschiedene Einzelditionen, größtenteils aus dem 19. Jahrhundert, zur Verfügung. Dem wird durch die hier vorgestellte Edition von Johannes Janota ein Ende bereitet. Vor fast einem Vierteljahrhundert stellte der Herausgeber seine ersten Erörterungen über »gattungsadäquate Editionsformen« der Öffentlichkeit vor. (vgl. Johannes Janota: Auf der Suche nach gattungsadäquaten Editionsformen bei der Herausgabe mittelalterlicher Spiele, in: Tiroler Volksschauspiel, hg. v. Egon Kühebacher, Bozen 1976, 74–87). Schon hier plädierte Janota für eine simultane Wiedergabe von Spieltexten, die einen hohen Verwandtschaftsgrad aufwiesen. Nur so könne man verschiedene Bearbeitungsschichten in der Tradierung eines Spieltextes, die ihrerseits wieder für verschiedene Realisierungsstufen der Spiele stünden, sinnfällig machen. In der Einleitung zur neuen Gesamtedition der Hessischen Passionsspiele in Paralleldruck, die auf drei Bände konzipiert ist und deren erster Band jetzt vorliegt, umreißt Janota noch einmal kurz diese Notwendigkeit der von ihm favorisierten Editionsform. Sein Ziel, mit dem Editionsmodell des parallelen Abdrucks die Spieltexte nicht nur nach modernen Gesichtspunkten herauszugeben, sondern darüber hinaus auch noch ihre textgeschichtliche Verflechtung sichtbar zu machen, ist hoch gesteckt, erhofft er sich doch, dieses Modell gebe »paradigmatisch eine Vorstellung von Textkonstanz und -varianz [...] auch bei den vielen Texten [...], bei denen die Überlieferungslage weniger günstig ist« (S. IX). Die Hessische Spielgruppe eigne sich als Prototyp hervorragend, denn deren älteste Texte sind früh in der Geschichte der Gattung ›geistliches Schauspiel des Mittelalters‹ zu datieren und reichen bis ins 16. Jahrhundert. Auch sei die »Spannweite zwischen Spiel- und Lesehandschrift« abgedeckt (S. IX). Dieser letzte Aspekt entbehrt nicht einer gewissen Brisanz, wird doch der eine oder andere dem Herausgeber vorwerfen wollen, er biete zum Vergleich Zeugen ganz unterschiedlicher Medien für ganz unterschiedliche Rezeptionsformen an: Die überlieferten Texte des ›Frankfurter‹ und des ›Alsfelder Passionsspiels‹ wurden zu Aufführungszwecken angelegt und überarbeitet, während das ›Heidelberger Passionsspiel‹ als Erbauungsbuch auf der Basis eines Passionsspieltextes aus der Hessischen Spielgruppe konzipiert wurde. Es scheint mir jedoch außerordentlich inspirierend, wenn durch eine Paralleledition beide – inhaltlich verwandten – Texttypen augenfällig nebeneinander gebracht sind, weil einem so der Vorhang, der den Einblick in die Werkstatt der Spielverfasser und -bearbeiter verwehrt, einen Spalt breit geöffnet werden könnte. Allerdings muß man sich da noch gedulden, bis auch der dritte Band, der das ›Heidelberger Passionsspiel‹ als Leittext präsentieren wird, erschienen ist.

Nach der grundsätzlichen Stellungnahme zum Editionsverfahren führt Janota die Textzeugen der Hessischen Schauspiele ein. Sie reichen von Spielhandschriften über Rollenauszüge bis hin zu Dirigierrollen (Verzeichnisse für den Spielleiter, die ausführliche Bühnenanweisungen sowie die erste, manchmal auch die letzte, Zeile des jeweiligen Sprechtextes enthalten). Im Mittelpunkt jedoch stehen die drei überlieferten Spieltexte, das ›Frankfurter‹, das ›Alsfelder‹ und das ›Heidelberger Passionsspiel‹ sowie die ›Frankfurter Dirigierrolle‹, denn aus Gründen der Benutzerfreundlichkeit entschied Janota sich in seiner Ausgabe für das Leittextprinzip: Je eines der drei Spiele wird zum Leittext genommen, »an dem sich die Wiedergabe der Textparallelen orientiert« (S. XI). Dieser Leittext weise immer die letzte Bearbeitungsstufe der Handschrift auf. Zwei Apparate geben Auskunft über handschriftliche Lesung bei Eingriffen, Beischriften, Schreiberkorrekturen usw., so daß sich daraus die Bearbeitungsschritte im Leittext ableiten lassen. Ein dritter Apparat war stellenweise notwendig, um Parallelen aus Handschriftenfragmenten wiederzugeben.